

Aus: Andreas Nohr, Lusamgärtlein. Vier Liebesgeschichten

Vorwort, Einleitung und Beginn der ersten Geschichte

Beim Öffnen des Gartentores

Würzburg hat dem Besucher einiges zu bieten. Doch das Folgende ist weder eine Stadtgeschichte noch ein Stadtführer.

Anzumerken ist aber dies: Neben dem Dom liegt das Neumünster, nicht nur Kirche, sondern einst auch Kanonikerstift, aus welchem in früheren Zeiten die Fürstbischöfe ihre Juristen rekrutierten. Seitlich, von der Kirche aus, aber heute auch gleichsam von rückwärts durch einen Torbogen zu betreten, findet sich das Lusamgärtlein, ein leiser Ort. Einst war hier der *grashove*, also das Kreuzganginnere des Stifts. Daran erinnert ein Teil des romanischen Kreuzgangs, den man nach wechselvollem Schicksal hierher gesetzt hat, also gewissermaßen an seinen alten Ort.

Dies nicht von ungefähr. Denn den romanischen Bögen gegenüber, neben einigen Bänken zum Verweilen, steht eine Art steinernen Sarkophags, gegen die rückwärtige Trennwand und die seitliche Häuserfront durch Eiben abgeschirmt. Die dritte und vierte Seite des Gärtleins bilden Kreuzgang und Kirche. In die Oberfläche des Sarkophags sind an den vier Ecken kleine Höhlungen eingelassen, daß sich das Wasser dort sammelt – zur Erquickung der gefiederten Sängler, die in der Linde wohnen. Diese nämlich ragt wölbend und schützend über dem Stein auf.

Der Stein selbst steht an der Stelle, wo man einen anderen Sängler liegen vermutet, dem der romanische Kreuzgang heimatlichen Anblick bietet: Walther von der Vogelweide, den Sängerdichter aus der Wende zum 13. Jahrhundert, dessen Lebenswerk am Ende vom Kaiser mit einem Lehen in Würzburg belohnt wurde. Die letzten zehn Jahre seines Lebens wird Walther vorwiegend in Würzburg verbracht haben, im Stadtviertel Sand vermutlich, und er wurde schließlich im *grashove* des Neumünsterklosters beigesetzt. Wer weiß, vielleicht ist der Ort, da nun dieser Erinnerungsstein steht, sogar glücklich getroffen.

Walther von der Vogelweide war ein streitbarer, kritischer, aber auch ein selbstkritischer Mann. Aus einer Ministerialenfamilie stammend dichtete er sich empor, sang vor Fürsten und Kaisern, zog Jahrzehnte unstedet von Hof zu Hof, vom Po bis zur Trave, wie er selbst es sagt: Er kannte seine Welt, und hat zugleich das Leben in alle Richtungen hin ausgemessen. Fürsten schenkten ihm ehrenvoll Pelzmäntel, dann wieder verfiel er in der Gefolgschaft des gebannten Kaisers Otto IV. der Reichsacht und war vogelfrei. Trotz seiner spitzen Zunge, trotz seines vielleicht gar unbeherrschten Temperamentes, trotz manchen Steins, den er sich selbst in den Weg legte, überstand er alle Fährlichkeiten, bis Kaiser Friedrich II. ihm mit dem Würzburger Lehen zum Ritter machte und dem angesehenen Sängler somit zu einem Ort der Stetigkeit und des Ausruhens verhalf.

Walther hatte sich einen Namen gemacht: als streitbarer Sängler, als Kabarettist, als

politischer Mahner, bisweilen aber auch als Querulant. In den Dörfern, Städten und Ländern zwischen Po und Trave blieb er jedoch vor allem als der Sänger der Liebe in Erinnerung. Er sang das Lied der hohen Minne, der Leidenschaft für die schöne, aber unerreichbare Herzensdame, die sich der Ritter noch dazu heimlich erwählte, um in ewiger Unerfülltheit und dennoch nie verlöschender Leidenschaft seine ritterlichen und christlichen Tugenden zu vervollkommen.

Aber Walther erkannte bald die Hohlheit dieses ritterlichen Gesellschaftsspiels. Fortan gab er der Liebe wieder Raum, nicht jener zur unerreichbar „hohen Frau“ von Adel, sondern jener zum „Weib“ (wîp), dessen Ausprägung die Magd nicht weniger ist als ihre Herrin. Und so dichtete er nun das Lied der „ebenen“, der „niederer“ Minne, der Liebe also, die in der Erfüllung der Umarmung ihre Seligkeit findet. Ohne Zweifel gelten diesem Sänger der Liebe jene Blumen, die sich noch heute alle Tage neu auf jenem Stein unter der Linde im Würzburger Lusamgärtlein anfinden.

Aber noch weniger als ein Stadtführer für Würzburg ist das folgende etwa eine germanistische Hinführung zu Walther von der Vogelweide. Es handelt sich vielmehr um die Erzählung eines Widerfahrnisses, dessen jüngst dies stille Lusamgärtlein Zeuge wurde – dieser leise Ort mit seinem romanischen Kreuzgang, den Bänken zum Verweilen, dem Stein mit seinen Wasserhöhlungen und den allezeit frischen Blumen darauf für einen bald tausendjährigen Toten. Und in der Linde darüber singen seine Nachfolger noch heute feierliche Lieder.

Es gibt Widerfahrnisse, die sind märchenhaft; zu solchen zählt die Liebe. Es gibt Jahreszeiten, die den Menschen singen machen; der Frühling ist eine solche Zeit. Und schließlich gibt es Orte, die sprechen können, an denen die Zeit nicht gilt, und der Raum sein Recht verloren hat, eben: *Anderorte*. Zu solchen Orten zählt das Lusamgärtlein.

Es ist nun zu erzählen von einer Frühlingsnacht im Lusamgärtlein. Was Wunder, daß es um die Liebe geht.

Erste Düfte

Diese erste warme Nacht des Frühlings duftet nach Hyazinthen und nach verschüchtert blühenden Veilchen. Mitternacht ist lange schon vorüber, da schwankt ein Mann daher, reichlich vierzig Jahre alt, vom Wein mindestens erheitert, dessen letzte geleerte Flasche er noch in Händen hält.

Kommt er vom lauen Mainufer? Hat er im Bürgerspital zum Hl. Geist gesessen, wo das einzige Gebrechen, das man dort heute noch heilt, der Durst ist? Kehrt er nach Haus zurück? Sucht er sein Hotel auf? Welches entsetzliche Unglück hat ihn ereilt, daß er in einer solchen Nacht – alleine ist?

Unnütze Fragen! Denn schon biegt unser Mann vom Kiliansplatz kommend durch den Torbogen in das Lusamgärtlein ein. Wer meint, daß zur Nachtzeit ein starkes Gitter gerade solche Menschen wie den unseren vom Betreten des Gärtleins abhält, trifft mich nicht. Ich bin für Ordnung nicht zuständig, ich berichte nur.

Der Mann sitzt bereits auf einer der Ruhebänke, den Kreuzgang zur Rechten. Die erhobene Flasche läßt er wieder sinken, der Mann enttäuscht, weil die Flasche geleert. In solchen späten Märznächten ist es nicht mehr wirklich dunkel. Und es duftet. Vor allem aber ist es still. Der Mann wird uns doch nicht einschlafen?

Nein. Das wäre ja auch etwas. Denn der Blick des Mannes ruht notgedrungen auf dem steinernen Sarkophag. Und dort glaubt er nun im Dunkelblau der Nacht eine Gestalt zu erkennen. Er streicht sich über Gesicht und Augen, doch die Gestalt verschwindet nicht. Schemenhaft nur kann er sie sehen, man erkennt eben die Umrisse, aber doch so viel: Die Gestalt hat ein Bein über das andere geschlagen; der Ellenbogen stützt sich auf dem Knie ab, damit die Hand den Kopf jener Gestalt tragen kann, die ihr Kinn nachdenklich in diese Hand gelegt zu haben scheint.

„Na?“ ruft unser Mann die Gestalt an, „auch übrig geblieben?“

Die Gestalt rührt sich nicht.

„Hast du noch Wein?“ fragt unser Mann ungerührt weiter, „meine Flasche ist mir untreu geworden, denn was an ihr lieblich war, ist davon gegangen!“

Die Gestalt antwortet nicht. Aber sie verschwindet auch nicht.

Für das, was nun kommt, muß ich mich entschuldigen. Ich hoffe nur, niemand schlägt den Boten der schlechten Nachricht wegen. Aber es ist nun einmal so, daß der Wein hilft, die Dinge beim Namen zu nennen, was ihm die einen als Tugend, die anderen aber als Unart auslegen. Jedenfalls plappert unser Mann mit Hilfe seines wohl reichlich genossenen Weins höchst freimütig weiter:

„Es ist eine Sünde, eine solche Nacht in einem einsamen Gärtlein enden zu lassen, jedenfalls wenn man dort alleine ist. Ich wäre lieber mit der Kellnerin hier, weißt du? Die hatte einen Hintern, ich sag' es dir! Und was vorne war, stand dem, was hinten war, nicht

nach! Ich hab' mich redlich bemüht. Ich hab' sie sogar abgepaßt. Sie war ja auch nicht wirklich unwillig. Die Lippen – saftig wie Erdbeeren. Die Brüste, fest und rund wie Pflirsiche. Der allerfeinste Obstsalat. Ich umfasse sie, will sie mit mir nehmen. Und was macht sie? Na, was macht sie?“

Doch die Gestalt rührt sich nicht, wohl ahnend, daß die meisten Frager ihre Antworten selbst am besten zu geben wissen. Entsprechend fährt unser Mann mit keineswegs gespielter Empörung fort:

„Sie lacht! Da staunst du, was? Jawohl – sie lacht! Ist das nicht ein Ding? Dann schiebt sie mich weg und sagt: ‚Geh' nach Haus, Bürschlein!‘ Jawohl, ganz recht, ‚Bürschlein‘, hat sie gesagt, hörst du, ‚Bürschlein!‘ Hier auf der Bank hätte ich ihr zeigen können, was ich für ein Bürschlein bin! Das hätte sie ihr Leben lang nicht vergessen! Denn, weißt du, die hatte einen Hintern, oder sagte ich das schon, jedenfalls hatte sie einen ...“

„Darf ich Sie etwas fragen?“

Unser Mann schweigt betroffen, denn der Schatten hat gesprochen. Er hat sich von seinem steinernen Sitz erhoben und tritt auf unseren Mann zu. „Darf ich Sie etwas fragen?“ wiederholt er.

Ich muß ihn noch immer „unseren Mann“ nennen, weil ich seinen Namen nicht weiß, so wenig wie den Namen des Schattens. Aber vielleicht erfahren wir die Namen ja noch. Einstweilen muß es dabei bleiben: Unser Mann ist erstaunt, aber gutmütig.

„Aber immer doch, was darf's denn wohl sein?“

„Warum sind Sie denn nicht nach Haus gegangen, wie die Kellnerin es Ihnen geraten hat, nach Haus – zu Ihrer Frau?“

Unser Mann fährt zusammen, und der Schreck läßt ihn die Anrede wechseln: „Woher wissen Sie, daß ich verheiratet bin?“

Der Schatten trägt einen langen Umhang und einen seltsamen Hut. Er läßt sich neben unserem Mann auf der Bank nieder, blickt sinnend zur Linde hoch und, statt eine Antwort zu geben, fragt er gelassen: „Darf ich Ihnen etwas erzählen?“

Das Lustige ist unserem Mann plötzlich vergangen. Aber er ist doch neugierig: „Sie wollen etwas erzählen?“

„Darf ich?“ vergewissert sich der Fremde.

„Aber bitte“ sagt unser Mann. Noch einmal blickt der Fremde sinnend zur Linde hoch, als trüge sie Bilder statt grüner Blätter. Dann geht er zu dem steinernen Sarkophag und nimmt einige Blumen zur Hand, die so frisch aussehen, daß sie nicht allzu lange dort gelegen haben können. Er hält sie unserem Mann hin und sagt dazu: „Fast alle Tage liegen frische Blumen auf diesem Stein. Ich will Euch erzählen, wie das begonnen hat.“

Rosen

Ich hân mîn lêhen,
al die wert!
ich hân mîn lêhen!

Leg' dem „zu früh!“ drei Ellen Zeit hinzu, so wird es schon noch ein: „zu recht“. Einmal aber machten Stolz und Leichtfertigkeit aus der artigen Jungfer Zufrüh die böse Muhme Zuspät.

Magdalene, deine Rosen ...

Es ist lange her, wohl an die achthundert Jahre, da kam Kaiser Friedrich II. nach Würzburg, einen Hoftag abzuhalten. Stadt und Land gingen schwer unter der Last, den Kaiser, seine Edelleute, sein Gefolge samt Troß zu ernähren. Der Kaiser indessen saß im bischöflichen Palast seitlich des Doms an der Stirnseite des Saals unter einem Baldachin und besprach mit den Großen seines Reiches, was zu besprechen war: Erzbischof Engelbert von Köln war zugegen, der einiges später ermordet wurde, Herzog Ludwig von Bayern war gekommen und auch Herzog Leopold von Österreich, dazu viele andere Herzöge und Grafen; die Reihe der Gäste war lang. So stand auch der Würzburger Bischof Otto I. von Lobdeburg dabei und wußte nicht recht, ob er sich der Anwesenheit seines Kaisers freuen oder der hohen Kosten wegen stöhnen sollte.

Ein prachtvolles Bild in dem hohen Saal: Die langen farbenfrohen Cotten, an der Brust mit dem Fürspan zusammengehalten, Hermelin und Zobel, bunte Hüte über langen, gelockten Haaren, die kunstvoll geschlungenen Kopftücher der Damen. Man redete, scharwenzelte, schmeichelte, forderte, log, gab nach, lenkte ein, setzte nach, bestach. Man scherzte und lachte, man prahlte und neidete, vor allem aber warf man den Damen schöne Augen zu, welche diese keineswegs fallen ließen – und so schlief wohl auch des Nachts nicht jeder in dem ihm bereiteten Bett. Man aß und trank, man feierte und tanzte, man ließ die Narren spaßen und die Gaukler turnen.

Vor allem: Man ließ singen. Wenn dann Herr Walther von der Vogelweide die Harfe schlug, so hingen aller Augen gebannt an seinem Mund. Der mit Worten, Rhythmen und Reimen hantierte, als wäre es ein Kinderspiel; der das Lob des Kaisers und der Fürsten in Worten kündete, daß diese sich selbst kaum wiedererkannten; der von der hohen Minne sang, daß sogar der lumpigste Ritter sich vornahm, von Stund' an den König Artus noch zu übertreffen; der von der Liebe sang und dem heimlichen Bett zwischen Klee und Rosen, wo sich die Lippen rot küßten – der bannte aller Augen und Ohren, daß es feierlich still wurde in dem großen Saal. Und wartete doch ein jeder nur heimlich, ob der von der Vogelweide nicht würde wieder einige seiner verborgenen Stiche unter die artigen Worte setzen; ob nicht wieder eine seiner Frechheiten nachher die Runde machen konnte, wenn ein jeder sie endlich verstanden haben würde; ob man nicht wieder würde scherzen können über die Hiebe, die von Walther den anderen zgedacht worden waren, und

zürnen über jene, die einem selbst gegolten hatten.